

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geucke

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden

Verkauf aller Briefe verboten

Nummer 28

Sonntag, den 10. Juni 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 10. Juni: Barde; Montag, 11. Juni: Barnabas; Dienstag, 12. Juni: Johannes von St. Sacundo; Mittwoch, 13. Juni: Antonius von Padua; Donnerstag, 14. Juni: Basilus; Freitag, 15. Juni: Der Herr Jesu; Samstag, 16. Juni: Marius und Julias.

2240

Zweiter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lucas 14. 16-24.

In jener Zeit trug Jesus den Pharisäern folgendes Gleichnis vor: Ein Mensch bereite ein großes Abendmahl und lud viele dazu ein. Und er sandte seinen Knecht zur Stunde des Abendmahls, um den Geladenen zu sagen, daß sie kämen, weil schon alles bereit wäre. Es gingen aber alle einstimmig an, sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Meierhof gekauft und muß hingehen, ihn zu sehen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein anderer sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft und gehe nun hin, sie zu versuchen; ich bitte dich, halte mich für entschuldigt. Und ein anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen, und darum kann ich nicht kommen. Und der Knecht kam zurück und berichtete dieses seinem Herrn. Da ward der Hausvater zornig und sprach zu seinem Knechte: Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt und führe die Armen, Schwachen, Blinden und Lahmen hier herein. Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, wie du befohlen hast; aber es ist noch Platz übrig. Und der Herr sprach zu dem Knechte: Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Bäume und nöhle sie hereinzukommen, damit mein Haus voll werde. Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl verkostet soll.

*

Ein Herz Jesu-Bild

Ein Mensch bereite ein großes Abendmahl! Konnte die Kirche ein passenderes Evangelium für die Fronleichnamsoktav wählen? Denn der Menschensohn Jesus Christus bereitet das große Gastmahl der heiligen Eucharistie seinen Eingeladenen. Die Einzelheiten, die das Evangelium vom Gastgeber erzählt, offenbaren die große unendliche Liebe, die das Herz des Gottmenschen besetzt, wenn er seine Einladungen ergehen läßt. Am neunten Tage nach dem Feste des hochheiligen Fronleichnamns unseres Herrn weist die Kirche in einem eignen Feste auf diese unendliche Liebe des Herzens Jesu hin. Auch das Gleichnis des heutigen Sonntags spiegelt diese Liebe des Herrn zu den Menschenkindern wieder. Laßt uns dieses Herz-Jesu-Bild aus der Nähe betrachten!

1. Ein Mensch bereite ein großes Gastmahl und lud viele dazu ein. Alle sind eingeladen, sich zum Tische des Herrn einzufinden. Wie lautet doch die Einladung? Benite ad me omnes, kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Und dann der herrliche, verheißende Lohn, wenn man die Einladung angenommen hat: Ich will euch erquicken. Hier sehen wir das Herz unseres Heilandes von seiner anziehendsten Seite, in seiner Liebe zu den Armen und Gebeugten. Allen möchte er helfen, allen sich hilfreich erweisen, alle zu sich heranziehen, damit sie ihn besser kennen lernen und nicht dahin gehen,

wo ihnen zwar Hilfe versprochen, aber statt Brot Steine gereicht werden.

Seitdem der oberste Hirt und Vater der Kirche, offenbar im Geiste Gottes, die Einladung Jesu neuerdings in echt Jesu ähnlicher Weitherzigkeit erklärt und den Jugendlichen wie den Altersschwachen den Empfang des allerheiligsten Altarsakramentes erleichtert hat, haben viele, viele an dem Abendmahl des Herrn teilgenommen und die Segnungen der hl. Kommunion erfahren. Und immer wieder sendet die Kirche ihre Knechte aus, daß sind die Bischöfe und Priester, die die Einladung an die Gläubigen richten, doch ja zum Abendmahl des Herrn sich einzufinden. Aber wie damals bringen die Eingeladenen allerhand Entschuldigungen vor, um sich ihrem Gewissen einzureden, sie seien nicht gemeint. Ich habe einen Meierhof gekauft, sagt der eine, der andere: Ich habe fünf Paar Ochsen gekauft, der dritte: Ich habe ein Weib genommen und kann darum nicht kommen. Vor lauter Geschäften und häuslichen Angelegenheiten haben sie keine Zeit, sich mit der Einladung des Herrn näher zu befaßen. Es ist richtig, daß manche Menschen infolge ungünstiger Umstände, Erwerbsverhältnisse, Stellungen abgehalten werden, die Einladung des Herrn zum häufigen Gange zum hochheiligen Abendmahl anzunehmen. Die Behinderungen mögen in vielen Fällen berechtigt sein. Doch geraten solche Menschen leicht in die Gefahr, Umstände für entschuldigend zu halten, die bei näherem Besehen oder bei einigem Fleiß ganz gut hinweggeräumt werden könnten. Der Mensch glaubt viel leichter dem, was seiner Bequemlichkeit zutrifft, als was Pflicht und Gewissen von ihm verlangt. Um dieser Gefahr zu entgehen, bedarf es schon einer fortgesetzten Aufmerksamkeit und einer öfteren Prüfung der Lage, die vom häufigen Sakramentenempfang abhält.

Ein Randgut laufen und hingehen, es zu besichtigen; fünf Paar Ochsen kaufen und hingehen, um sie zu prüfen, weil sie auf Probe gekauft sind; Hochzeit halten und in der Ehe leben: alles das sind an und für sich erlaubte und unter Umständen sogar gute Dinge. Zu einer Verkehrtheit und Sünde werden sie aber dann, wenn sie mit unordentlicher Liebe verlangt und gebraucht werden, das heißt, mit einer Liebe, die gar keinen Platz läßt für das Himmlische, Ewige, und deshalb die Pflichten gegen Gott und das als dringend Angerate vernachlässigt. Diese unordentliche Liebe zu dem Irdischen, zu Ansehen, Ehre und Ruhm oder die Hofart, die unordentliche Liebe zu irdischem Besitz oder die Habsucht, die unordentliche Liebe zu sinnlichen Genüssen oder die Fleischsucht ist in der Tat unter den Menschen ein starkes Hindernis für die Ausbreitung der häufigen Kommunion. Wo die Habsucht und die schrankenlose Genußsucht sich des Menschen bemächtigt hat, da ist kein Geschmack mehr an den Gütern des Himmlischen. Die tägliche Erfahrung bestätigt dies. Häufige Kommunion und Genußsucht oder Habsucht können nicht zusammen unter einem Dache wohnen. Eins muß weichen.

Das rechte Maß für den Gebrauch und die Nutzung der irdischen Habe gibt der hl. Paulus an: Dies nun sage ich, Brüder: Die Zeit ist kurz; es erübrigt, daß auch die, die Frauen haben, seien, als hätten sie dieselben nicht, und die Weinenden, als weinten sie nicht, und die Freudigen, als freuten sie

sich nicht, und die Käuenden, als besäßen sie nicht, und die sich dieser Welt bedienen, als bedienten sie sich derselben nicht. Denn die Gestalt dieser Welt geht vorüber. (1. Cor. 7, 29-31). Paulus will sagen: Wegen der kurzen Lebenszeit ist es nicht der Mühe wert, so viel Wert auf die irdischen Dinge zu legen, daß sie uns die ganze lange Ewigkeit und ihr Glück gefährden. Wer also irdische Dinge in Besitz und Gebrauch hat, der hänge sein Herz nicht daran und lerne, auf sie zu verzichten, so daß er nicht den Gleichmut der Seele verliert, wenn die Güter einmal von ihm genommen werden.

2. Wir verstehen den Aerger des Herrn im Evangelium, als seine so gut gemeinte Einladung so schnöde und mit so lächerlichen Entschuldigungen abgewiesen wurde. Da ward der Herr zornig und sprach zu seinem Knechte: Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt und führe die Armen, Blinden und Lahmen herein. — Und Jesus und sein heiliges Gastmahl? Wird er nicht auch entrüstet werden, wenn seine Freunde und Bekannten, denen er ein so ehrenvolles beglückendes Mahl bereitet hat, allerhand nichtige Einreden bringen und ihm die Türe weisen? Ach, mein lieber Heiland, was für leere Ausreden mußt du doch anhören, welche eiteln sündhaften Freuden wirst du oft nachgesetzt! Auch ich habe oft dich, mein unendliches Gut, verachtet, dich, die Quelle lebendiger Wasser, liegen lassen und meinen Durst gelöscht an Zisternen, die kein Wasser enthielten, die den Durst nicht löschten und den Brand in meinem Innern noch mehr entfachten. Aber seitdem ich weiß, welche tiefe Sättigung dein heiliges Mahl mir bringt, will ich niemals mehr deine Einladung in den Wind schlagen und immer kommen, so oft du mich rufft.

Jesus ist zu allen Menschen gesandt. Als er auf Erden wandelte, hat er niemand verschmäht. Zunächst war es die Masse des Volkes, an die er sich wandte. Aber wenn sich die Gelegenheit bot, ging er auch bei den Reichen und Vornehmen aus und ein. Wir wissen, daß er die Einladung eines reichen Pharisäers zum Essen annahm, in das Haus des reichenöllners ging, einem römischen Offizier zu Gefallen war und dessen Diener gesund machte, usw. Als sich aber immer mehr herausstellte, daß die Gesinnung der vornehmen Welt seinen Grundsätzen abhold war und sich auch auf Jesu Reden und Mahnungen hin keine Besserung einstellte, wandte er sich von ihnen ab und befaßte sich ausschließlich mit den Ungebildeten und Bedürftigen und Kleinen und Unansehnlichen. Ist das nicht auch heute der Gang der Dinge, wenn Jesus zu seinem Gastmahl ruft? Gewiß ist die Zahl der eifrigen Katholiken unter den Reichen und Vornehmen nicht gering, und es hat den Anschein, als ob die Schar der wahren Nachfolger Jesu aus den oberen Ständen immer größer würde. Doch steht fest, daß diejenigen, die wirklich zum großen Gastmahl der hl. Kommunion sich einzufinden, sich meistens aus den unteren Schichten der Bevölkerung rekrutieren, da diese den Wert und das Glück der hl. Kommunion besser zu schätzen wissen. Es muß doch auch einen Ausgleich geben für den Entgang der weltlichen Genüsse, die sich die Reichen wohl verschaffen können, die Armen aber entbehren müssen. Statt der weltlichen Freuden bietet ihnen der Heiland unendlich wertvolleres, Gediege-

neres, nämlich das Glück und den Frieden der Seele.

3. „Ich sage euch aber, daß keiner von den Männern, die geladen waren, mein Abendmahl verkostet soll.“ Das ist eine harte Strafe. Aber nur mit Rücksicht auf die Folgsamen und Willigen sieht sich Jesus gezwungen, eine solche Strafe zu verhängen. Das böse Beispiel sollte nicht weiter verderblich auf die Entwilligen einwirken. „Das Mahl nicht kosten“ heißt: ausgeschlossen sein von der himmlischen Seligkeit. Das hat der Heiland auch bei einer anderen Gelegenheit ausgedrückt, indem er sagte: „Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn jemand das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken wird, dann wird er das Leben nicht in sich haben.“ Deutlicher konnte Jesus nicht reden. Wie oft einer das Fleisch des Menschensohnes essen, d. h. den Leib des Herrn in der hl. Kommunion empfangen soll, ist hier nicht gesagt. Die Kirche hat aber diese göttliche Vorschrift dahin erklärt und durch ein schwer verpflichtendes Kirchengesetz zum Gesetz erhoben, daß dies mindestens einmal im Jahre zu geschehen habe. Es wäre aber ein verhängnisvoller Irrtum, dieses Gebot so auszulegen, daß der nur einmalige Empfang im Jahr die Regel wäre. Die Kirche wollte nur das Mindestmaß festlegen. Durch das Naturgesetz, das höher steht als die kirchlichen Gesetze, sind wir gehalten, so oft das Sakrament der hl. Kommunion zu empfangen, als dies für unseren Seelenzustand erforderlich ist. Wenn der Arzt einem Genesenden, der weit heruntergekommen ist, oder einem in ungünstigen Ernährungsverhältnissen Lebenden sagt: Sie müssen täglich mindestens so und soviel Milch, Eier und dgl. zu sich nehmen, sonst kommen Sie nicht zurecht, dann meint er gewiß nicht, nunmehr müsse der Patient nur das genannte Quantum nehmen, es genügt abzählen, abwiegen und jedes Mehr von sich weisen, sondern er wollte sagen, je kräftiger, gehaltvoller er ist und trinkt, desto eher wird sein Zustand gehoben und seine volle Gesundheit herbeigeführt. So ist die öftere Kommunion für manchen das einzige Mittel, die Gesundheit seiner Seele zu erhalten und die stark geschwächten Seelenkräfte wieder auf ihre frühere Leistungsfähigkeit zu bringen.

Hat nicht der jetzige Krieg in vielen Christen-seelen die Kräfte arg mitgenommen und den Keim zu bösen Krankheiten gelegt, zur Krankheit des Mißtrauens und der Verzweiflung gegen Gott, der Lieblosigkeit und Hartnäckigkeit gegen den Mitmenschen, und noch so manche andere bössartige Geschwüre und Unreinlichkeiten? Es gibt wohl keinen Menschen, der nicht in irgend einer Art unter dem Kriege zu leiden hat, und der nicht in Gefahr ist, an seiner Seele Schaden zu leiden infolge der großen Heimsuchung. Was folgt nun daraus? Doch das, daß wir gegen die heranschleichende Krankheit Gegenmittel ergreifen, wenn nicht die Seele unrettbar dem Sticheum verfallen soll. Das von unserem Herrgott uns an die Hand gegebene Heilmittel ist aber die hl. Kommunion, und zwar nur die öftere Kommunion. Denn sie allein macht die Seele immun, d. h. unempfindlich gegen die Gifte und Bazillen, die der Krieg ins Land bringt und die sich an das Leben der Seele schleichen. Für viele Krankheiten des Körpers verordnen die Ärzte Wochen- und monatelange, oft auch jahrelange Kuren. Es wird den Kranken genau vorgeschrieben, was sie zu essen haben, welche Speisen sie zu meiden haben usw. Und in der Tat zeigt die Erfahrung, daß eine solche konsequent durchgeführte längere Kur oft Wunderbares zustande bringt. Wie viele aber werden nicht Meister über ihre innere Krankheit und sind Todeskandidaten, weil sie nicht die Energie finden, eine solche Kur fortzusetzen und die mannigfachen Beschränkungen auf sich zu nehmen, die damit immerhin verbunden sind. Ist auf dem übernatürlichen Gebiete etwa anders? Todeskandidaten, Verlorene, dem ewigen Tode Verfallene sind die, die sich der erprobten, Leben und Verherrlichung bringenden Kur der öfteren Kommunion nicht unterziehen wollen. Aber voll Kraft und

Geist, Kühnheit und Wagemut, voll Leben und Unvergänglichkeit erfüllt werden die, die fortgesetzt das Brot der Starken und die Speise der Seelen genießen.

St. Barnabas — der treue Helfer der Apostel

11. Juni.

Barnabas aber nahm sich seiner (des Paulus) an und brachte ihn zu den Aposteln. Ap. Gesch. 9, 27.

Saulus, der wilde Christenverfolger, war von Christus selbst dem Glauben zugeführt. Als er aber nach Jerusalem zurückkam, fürchteten sich alle vor ihm; keiner wagte es, sich seiner anzunehmen. Da trat ein Jünger an den Neubekehrten heran und führte ihn bei den Aposteln ein. Dieser Jünger hieß Barnabas, schon da durch ein treuer Helfer der Apostel, daß er den größten der Apostel auf die rechte Bahn einführte.

Joseph — den Namen Barnabas, d. h. Sohn des Trostes, erhielt er ob seines liebevollen Wesens — war auf der Insel Zypern von reichen Juden geboren, die zum Stamme Levi gehörten. Er soll zugleich mit dem hl. Paulus ein Schüler des berühmten Gamaliel gewesen sein. Sicher kam er früh nach Jerusalem, sah dort vielleicht selbst die Wunder des Herrn und wurde sein Schüler. So vernahm er aus dem Munde des göttlichen Heilandes selbst die Lehre des Lebens.

Als nach der Dinnmelfahrt des Heilandes die junge Kirche ein wunderbares Beispiel der Liebe und des Entfagens gab, war Barnabas einer der Ersten, der sein Vermögen, ein ansehnliches Gut in der Nähe Jerusalems verkaufte und den Erlös ohne Abzug zu den Füßen der Apostel niederlegte.

Barnabas blieb noch ein paar Jahre in der Hauptstadt, bis eines Tages Abgesandte aus Antiochien kamen, die den hl. Petrus um einen Vorsteher und Führer baten. Denn in Antiochien hatten sich eine Anzahl der Jüdenschriften gesammelt, die durch die Verfolgung aus Jerusalem und Judäa vertrieben waren. Sie hatten dann noch andere durch Beispiel und Wort für die Lehre Jesu gewonnen; so war dort eine ansehnliche Christengemeinde entstanden, der aber noch das Haupt fehlte. Petrus schickte den an Geist und Körper hochtragenden Barnabas hin. Der Heilige sah mit seinem scharfen Blicke bald, daß gerade Antiochien, die drittgrößte Stadt im Römerreiche, das Zentrum an den großen Verbindungsstraßen zwischen Morgen- und Abendland, habe eine große Bedeutung. Deshalb ging er mit großem Eifer ans Werk, ordnete und sammelte, schuf frisches blühendes Leben. Das mußte wohl so sein, denn die hl. Schrift nennt ihn in Hinblick auf sein damaliges Wirken „einen guten Mann, voll des hl. Geistes und des Glaubens“.

Weil Barnabas sah, daß in Antiochien viel zu machen sei, holte er seinen Jugendfreund, den bekehrten Saulus von Tarsus her, und beide arbeiteten nun mit solchem Eifer und Erfolge, daß die Gemeinde in Syriens Hauptstadt zuerst als „Christengemeinde“ bezeichnet wurde — so scharf hob sie sich von der Jüdenschaft ab, so sehr erregte sie durch ihren Eifer und ihren lautereren Wandel die Aufmerksamkeit der Außenstehenden.

Als diese eifrige Mustergemeinde eines Tages wieder im Gebete versammelt war, erging an sie der Ruf des hl. Geistes: „Sondert mir den Barnabas und Saulus aus zu dem Werke, für das ich sie bestimmt habe!“ Und die Ältesten der Gemeinde und die Gemeinde selbst sanken nieder zu innigerem Flehen, sie heiligten sich durch strengeres Fasten und dann legten die Vorsteher den beiden Ausgewählten die Hände auf und entließen sie mit den heißesten Segenswünschen in die Welt, die der Erldung harrete.

Barnabas und Paulus führten den Orontes hinab — hinaus ins Mittelmeer. Das nahe Zypern war ihr nächstes Ziel. Seinen Landsleuten wollte der Heilige zuerst die Probeweisheit des Heiles bringen. Ihre herrlichen Erfolge krönte die Bekehrung des römischen Prokonsuls

Sergius Paulus; darob war Saulus so erfreut, daß er sich von da an Paulus nannte.

Die Apostel lehrten sodann nach der Rüste zurück. Predigend und Gutes tuend durchzogen sie Pamphylien, die Bergländer des Taurus und kamen nach Konstantinopel. Überall fanden sie bei den einen begeisterte Aufnahme, bei den anderen ließen sie auf ausgesprochenen Daz; so auch in Konstantinopel. Hier kam es so weit, daß sie flüchten mußten. Sie gingen nach Thakonien und kamen in die Städte Lystra und Derbe. Da es in Lystra keine Synagoge gab, predigten sie auf öffentlichem Markte. Unter den Zuhörern befand sich auch einer, der von Geburt an lahm war. Als Paulus sah, wie gerade dieser Unglückliche so begeistert auf die Worte des Heiles hörte, rief er ihm mit lauter Stimme zu: „Stell dich aufrecht auf deine Füße!“ Sogleich stand der Lahme fest auf seinen Füßen und wandelte daher, als sei in seinen Füßen immer die volle Kraft gewesen. Als das Volk von Lystra dieses sah, geriet es in die freudigste Aufregung. „Unsterbliche Götter sind bei uns eingekehrt!“ rief es. Den milden aber stattlichen Barnabas hielt es für den Göttervater Jupiter, den kleinen, beweglichen und redegewandten Paulus für seinen Dolmetsch Merkur. Und so bekränzten sie denn Opfertiere, führten sie herbei, um den Heiligen ein feierliches Opfer darzubringen. Voll Entsetzen zerrissen die Apostel ihre Kleider, vermochten aber nur mit Mühe, das Volk von ihrem unsinnigen Vorhaben abzuhalten.

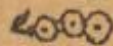
Von Lystra lehrten sie nach Antiochien zurück. Als dann im Jahre 51 das Apostelkonzil die Frage entscheiden sollte, inwiefern das mosaische Gesetz die Christen noch verpflichtete, traten Barnabas und Paulus, die gerade unter den Heiden so großen Erfolg gehabt, dafür ein, daß die Neubekehrten nicht an die Satzungen des alten Bundes gebunden seien.

Als dann zwei Jahre später Paulus seine zweite große Missionsreise antrat, trennte sich Barnabas von ihm und ging mit seinem Vetter Markus nach Zypern zurück, um dort das Reich Jesu weiter auszudehnen und zu festigen. Als er einst voll Eifer in Salamis den Gekreuzigten verkündete, sollen ihn die Juden gesteinigt haben. Die Nachricht, daß er nach Italien, nach Mailand gekommen sei, ist nicht sicher beglaubigt. Sicherlich hat er unverdrossen im Weinberge des Herrn gearbeitet, bis für ihn die Stunde der „Löschung“ schlug — immer nach dem Worte des hl. Paulus an die Korinther „ein eifriger Diener des Evangeliums“.

Als St. Barnabas des gleichsam verfeimten Paulus sich annahm, übte er ein Werk der Liebe, das unermesslichen Segen schuf. Du kannst, lieber Leser, auch oft in gleicher Weise der Sache Gottes dienen, wenn du einer Seele, die sich von den Wegen des Unrechts zu den Pfaden der Gerechtigkeit hinwendet, nicht mit pharisaischem Hochmut, sondern mit echt christlicher Liebe bezaugest. Den, der von Gott in Gnaden aufgenommen wird, soll der Mensch, der doch selbst sündig ist, erst recht in Liebe aufnehmen. So übt er oft wahren Aposteldienst und wird dafür auch Apostelohn empfangen. Solchen Aposteldienst üben vor allem auch die Frauen, die sich der „Gefallenen“ annehmen: so einer fremden Seele dienen, heißt aber auch der eigenen und der ganzen menschlichen Gesellschaft. Wo du kannst, unterstütze des Werk.

Wer Sündern milden Sinns barmherzig ist,
Geht des Erlders göttlich hehre Wade —
Die enden einst an Gottes gut'gem Herzen.

B. D. B. D. B. M.



Weggeleitet zum Glücke

Von P. S. B. O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(Fortsetzung.)

Vom Eifer im Guten, Begriff und Wesen:

Auf zwei Gebiete, wo sich der Eifer im Guten heutigen Tages besonders betätigen kann und soll, muß wohl besonders hingewiesen werden. Der katholische Mann soll diesen Eifer zeigen, wenn es gilt, den Ver-

treter seiner Interessen im engeren Kreise seiner Heimat oder im weiteren seines Landes zu wählen; und der katholische Christ überhaupt soll, soweit er kann, durch Gebet und Unterstüttung für die Mannereintreten, die in größter Uneigennützigkeit das Reich Christi unter den Heiden zu verbreiten suchen.

Ja, Wahl und Eifer im Guten — wie gehören denn die zusammen? Sehr eng und sehr einfach! Wie sehr dein Landesbote, wie sehr die Vertreter der Bürgerchaft, das Gute fördern können, aber auch das Gute schädigen können, liegt dem, der sich auch nur ein wenig in der Geschichte der letzten Jahrzehnte auskennt, klar vor Augen. Diese Männer, die im Reichstage, im Abgeordnetenhaus, in den Stadtparlamenten sitzen, geben oder nehmen der Kirche die Freiheit zu einem ersprißlichen Wirken, diese Männer nehmen oder geben der Schule ihr christliches Gepräge, diese Männer geben und nehmen der Kunstbetätigung die Schranken, die auch für die freieste Kunstentfaltung bestehen müssen, die auch der künftigen Kunstschöpfung nicht schaden können, deren Niederlegung aber gerade den Kunstfalschern die freieste Bahn lassen. Kurz diese Männer geben dem ganzen öffentlichen Leben die Richtung, den Charakter, der dies öffentliche Leben nicht nur zu einem christlich sich auswirkenden, sondern überhaupt gesundem Leben macht. Und diese Männer heißt du, mein lieber Leser! Und wenn du meinst: „Auf mich kommt es nicht an!“ dann weißt du selbst, wie fadenförmig diese Ausrede ist, und wie weit wir kämen, wenn alle diese sehr billige Entschuldigung gebrauchten. Und wenn wir jetzt auch im „Burgfrieden“ leben, dieser Burgfrieden entbindet uns nicht von der Pflicht, als echte christlich katholische Männer auch dann echten Eifer im Guten zu zeigen, wenn wir den Gang zur Wahlurne zu machen haben. Und wenn unser Waffengang endlich einmal zu Ende, wird diese Pflicht vielleicht gebietender als jemals; und es ist gut, zur Stunde des Friedens auch da zu wissen und zu überdenken, was in der Stunde des Kampfes unsere ernsteste Schuldigkeit ist.

Wenn ich dann das Wort „Missionen“ mit dem „Eifer im Guten“ zusammenstelle, dann brauche ich nur auszuführen, wie du diesen Eifer nach dieser Seite zu betätigen hast. Denn daß die Unterstützung dieser Arbeiten, die für die Kirche und die Sache Gottes ja Lebensfragen sind, ein gutes, ein äußerst notwendiges, ja ein apostolisches Werk ist, brauche ich nicht zu beweisen, wo der Missionsgedanke, Gott Lob, gerade jetzt mehr und mehr die breitesten Massen ergreift — ergreift trotz des Krieges, der doch alles zu seinem Dienste fordert. Nur den Gedanken möchte ich ein wenig betonen, daß diese Unterstützung der Missionen auch eine Aufgabe unserer Männerwelt ist, daß nicht nur das „fromme Frauengeschlecht“ hierzu berufen ist. Gewiß stehen an der Spitze der neu aufblühenden Bewegung Männer, wie der Aachener Arzt, Dr. Sahn, der überhaupt diesen Gedanken in deutschen Landen geweckt hat; gewiß sind die Mitglieder der missionswissenschaftlichen Vereinigung fast nur Männer, aber wenn man das Mitgliederverzeichnis der einzelnen Missionsvereinigungen durchblättert, dann findet man unter 100 Namen kaum zehn Männernamen. Das sollte nicht sein. Auch die deutsche Männerwelt sollte bei dieser heiligen Arbeit nicht zurückstehen, sondern vorn in den Reihen marschieren.

Doch wie soll denn von dem einzelnen Christen die Missionsarbeit unterstützt werden?

Durch geistige Unterstützung. Ich stelle die mit Absicht an die Spitze.

Vom hl. Franziskus wird ein Ausspruch berichtet, der mir mit dieser Betonung der Gebetsunterstützung Recht gibt. Als einmal ein paar Laienbrüder saßen, wie die ersten Priester des Ordens durch ihre Predigt außerordentlich segensreich wirkten, wurden sie traurig, daß sie nicht in gleicher Weise für die Ehre Gottes ihre Kraft einsetzen konnten, nur so, wie sie meinten, ein großes Verdienst für die Ewigkeit verloren. Sie gingen zu ihrem Vater und Führer und klagten ihm ihr Bedenken. Da nahm St. Franziskus mit strahlendem Blicke und lächelndem Munde das Wort: „O, meine allerliebsten Brüder, betrübt euch doch nicht! Während unsere Brüder, die Prie-

ster, draußen auf den Kanzeln stehen und mit großer Macht die Botschaft unseres Gottes und Vaters verkünden, erhebt ihr in der Stille und Einsamkeit des Klosters ungesehen eure Hände zum Himmel und erleht ihnen die Kraft der Rede. O freut euch, ihr, meine Brüder von der Tafelrunde, ihr, meine Vertrautesten, die ihr das Schwert der Kämpfenden schärfst und den gleichen Lohn erhaltet wie die, so das Schwert schwingen!“

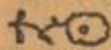
So sollen auch die Christen, die in ruhigen, geordneten Verhältnissen leben, den Pionieren des Kreuzes draußen in der fernsten Heidenwelt das Schwert zum Kampfe schärfen, d. i. Gnade erleihen. Denn diese Gnade Gottes gebrauchen die Missionäre und die Seelen, an deren Rettung sie arbeiten; und nur die Gnade bahnt den Weg in die Heidenherzen. Je reicher der Gnadenreichtum ist, den wir auf dieses Saatsfeld Gottes herablassen, umso reicher wird auch die Ernte sein. Vor allem sollten aber die Katholiken beim Empfang der heiligen Kommunion, dann, wenn sie die lebhaftige Gnade ins Herz aufgenommen, der Missionen gedenken — ein Gebet, daß schließlich der eigenen Seele so sehr nützt.

Auf dem Katholikentage zu Weß regte der Franziskanerpater Dionysius Ortsteier Missionshilfe durch Abstinenz an. Die Katholiken Deutschlands sollten für einen Sonntag einmal auf den Genuß geistiger Getränke verzichten, und das ersparte Geld den Missionen zuwenden; ein prächtiger Gedanke! Ueberhaupt einmal auf ein Glas Bier verzichten — wenns wieder ordentliches Bier gibt — zu Gunsten der Missionen, um so den Jahresbeitrag als Mitglied einer Missionsvereinigung zu ersparen — würde dem Leibe nicht schaden und der eigenen und fremden Seele zugute kommen. Das wäre eine wahrhaft „geistige“ Missionsunterstützung. Aber auch gleich eine materielle. Denn auch materiell sollen wir dieses apostolische Werk unterstützen.

Der Krieg nimmt allerdings auch unsere finanzielle Kraft so stark in Anspruch, daß gegenwärtig keiner gern vom Abgeben reden hört — zumal die Zukunft noch immer dunkel vor uns liegt. Aber wir müssen unser Leben doch nicht ausschließlich auf den Krieg einstellen. Wir hoffen doch auf einen baldigen, vorteilhaften Frieden. Und da werden von vielen Seiten die Sädel angeknöpft werden, und schon jetzt sollten wir für ein Werk uns auch finanziell rüsten, das nicht nur der Religion, sondern auch dem Vaterlande nützt, das uns hilft, vielleicht noch mehr als die kaufmännische Unternehmungslust, die im Ausland verlorenen Stellungen wieder zu gewinnen.

Frankreich hat schon jahrelang die Orden im eigenen Lande verfolgt, sie vertrieben und aus der Heimat geholt. Aber dasselbige göttliche Frankreich hat dieselben Missionäre, die Männer, die es aus der Heimat vertrieben, in der Fremde geschützt und gefördert; nicht etwa aus Missionseifer, sondern in klugem Patriotismus. So sollen wir nicht nur als Katholiken unseren Eifer im Guten beweisen, dadurch, daß wir unseren Missionaren treue Helfer sind, wir sollen auch als Deutsche diese Hilfe leisten — dann wird am ehesten das so oft gebrauchte und mißbrauchte Wort wahr werden:

Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen! (Weib. I.)



Das Extrablatt

Von Dr. J. D. Dilligow.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Lande haben wir vor dem Kriege das Extrablatt kaum gekannt. Erst bei Ausbruch des Krieges lernten wir seine welthistorische Bedeutung kennen. Von da ab wurde es unser vertrauter Freund. Ist doch heute ein jedes Extrablatt eine Seite neuester Weltgeschichte. Ich sah ausgewachsene Männer beim Studieren des Extrablattes meinen vor Begeisterung. Das war damals, wo unter Hindenburg Ostpreußen freigemacht und die russischen Oasen in die masurenische Samizda trieb. (Ich sage „russische Oasen“, weil die russischen Soldaten ja wirklich nichts anderes bedekten, als die Schlachtofen der englischen Kavallerie.) Und bei hunderten von anderen großen Anlässen vermittelten die Extrablätter uns die Nachrichten über die Großtaten unserer Heere und unerschrockenen Wagnisse.

Dah aber das Extrablatt zum Werkzeug in der Schmiede Amors werden und Herzen zusammenzuhalten vermag, will ich hier schildern.

Also, es war in den ersten Tagen nach der Mobilmachung unserer Heere und Flotte. Die Bogen der Begeisterung schlugen nie gekannte Wellen. Zu Tausenden liefen die Extrablattverkäufer der Kreishauptstadt durch die Straßen, und wo sie hinkamen, entstand lebhaftes Gedränge. Es kam oft zu stürmischen Szenen, weil jeder zuerst in dem Besitz der neuesten Meldungen sein wollte. Am Abend gelang es mir in später Stunde, dem Betriebe unserer Zeitung zu entkommen und in fieberhafter Erregung meine Kleinbahn zu erreichen, um endlich im ruhigen Vorort nach der arbeitsreichen Tageslast Ruhe und Erholung zu suchen.

In der Bahn war alles in lebhafter Unterhaltung. Ich erwiderte noch einen Signalklang neben einem gleichalterigen Freunde, der gleich mir im Vorort wohnte. Zur anderen Seite neben mir ein kleines, rabenfarbiges Fräulein, dessen hübsche Augenlein mich schon beim Beistiegen der Bahn geistert hatten. „Na, mein Lieber, was bringen Sie uns denn Gutes?“ redete mein Freund mich an. Statt zu antworten, entnahm ich meiner Rocktasche ein Extrablatt — die ersten, die mit der neuen Meldung über unseren Gamarisch und beigefügte Gebiet aus der Maschine gekommen waren — und reichte meinem Freunde eines davon hin. Da gab's Leben im Abteil. Von allen Seiten drangen die Fahrgäste auf mich ein und baten um Extrablätter, sodas ich im Nu alle ausgegeben hatte — obschon sie für meine Freunde bestimmt waren — bis an ein einziges, das ich vorsorglich in die Brieftasche gesteckt hatte, um wenigstens dieses für meine Sammlung zu retten, als neben mir das schwarze Fräulein mit leisem Rähmchenton bat:

„Möchten Sie so freundlich sein, mein Herr...“

Ich ließ sie nicht austreten, sondern beugte mich, dienbar wie wir Zeitungsleser nun einmal sind, ihr mein letztes Extrablatt zu überreichen, mit dem stillen Wunsch, es wieder zurück zu erhalten.

„Bitte schön, meine Dame.“

Die hübschen Augenlein überflogen hastig die kurze Meldung des Blattes, und dann hörte ich wieder das seine Stimmchen:

„Sie sind wohl so gut und schenken mir das Extrablatt. Ja.“

„Bitte schön, aber gern, mein Fräulein.“

„Ja, wissen Sie, mein Herr, mein Vater wird hocherfreut sein, wenn ich ihm die letzte Tagesneuigkeit mitbringe. Mein Vater ist an der Post und ein Bruder geistern auch mit ausgerückt. Ja, der Krieg bringt manch Umwälzung.“

So plauderte das kleine Fräulein abwechselnd über Krieg, von der schönen Sommerzeit und von ihrem Vater, dem Postmenschen, an dem ich vorerst noch gerufen und dadurch unserer Unterhaltung ein Ende gemacht wurde.

Eigentlich, als ich abends am Stammtisch mit meinen Freunden den Sieg feierte, kam mir oftmals die kleine Schwarze in den Sinn, daß ich mir manchmal Vorwürfe machte. Was kümmerte mich denn die Fremde, und dann, aber die Kriegsjahre war ich doch eigentlich hinaus.

Als ich am anderen Morgen wieder die Bahn bestieg, überflog mein Auge erwartungsvoll das Abteil. Nichts, drüben in der Ecke sah die kleine wieder, diesmal mit einer selbstgekauften Strickmütze beschäftigt. Als ich hinüberblinnte, schlug sie den Blick nieder und tat, als ob sie mein Kommen nicht bemerkt hätte — in Wirklichkeit war mir nicht entgangen, wie sie anhaltend zur Tür gekauert hatte, als erwarte sie dort jemanden.

In ihrer Nähe war noch ein Plätzchen frei. —

„Sie gestatten wohl, mein Fräulein.“

„Aber bitte schön, mein Herr.“

Die Unterhaltung war wieder schnell im Fluß. Ich erfuhr nun bei der Gelegenheit, daß das kleine Fräulein in der Kreishauptstadt in einem Bureauamt tätig war und die Kleinbahn benutzen mußte, weil die Staatsbahn, mit der sie früher gefahren war, infolge der Triebtransporte für Private gesperrt war.

Von nun an fuhren wir ständig zusammen. Ich vergah an keinem Abend, für ihren Vater, den Postmenschen, die letzten Meldungen mit ihr abzuholen. —

Und dann? — — — — —
Na, die Sache ist doch durchaus einfach. An einem der nächsten Sonntage führte uns ein gemeinsamer Spaziergang nach Wörschenswerth am Rhein, und beim Schneiden der Sonne hatte der Liebesgott einen neuen Bund geknüpft.

Das Werkzeug Amors aber, das Extrablatt, hängt hübsch säuberlich in schmuckem Rahmen in meinem Arbeitszimmer, und wenn mich ein Besucher vorwiegend nach seiner Bedeutung fragt, dann erzähle ich ihm lächelnd, wie das unscheinbare Extrablatt meinem Leben einen neuen Abschnitt brachte. Bisher hat mich das Bündnis mit der kleinen Schwarzen nämlich noch nicht getrennt.

Wenn der Flieder blüht

Von H. vom Niederrhein.

„Wenn der Flieder blüht, kehre ich heim.“ —
So sprach mein Bruder zu mir, als er mit den
anderen Kämpfern zum Schutze der Heimat gegen die
Feinde zog.

Damals als die Woge der Begeisterung kühnlich
durchs Land ging wie wilde tosende Wellenbrandung.
— Man hörte kein Wort des Schmerzes beim Abschied.
Freudig und mit glühender Liebe zum Vaterlande
gaben die Mütter und Frauen ihr Bestes. Und freu-
dig, die Brust voll Muth und Tatenrang, zogen
innere Helden singend und betend in den heiligen,
blutigen Kampf, wie zur frohlichen Festfeier.
— Nicht lange würde es werden, dachten wir alle. Nur
kurze Zeit, und die Verteidiger der deutschen Scholle
würden wieder im Vorbeerkranz in die Heimat
ziehen.

Es folgte Sieg auf Sieg. Kein Tag verging, ohne
eine gute Meldung. Kein Tag, an dem es nicht die
Kirchenglocken mit ebernem Klang wie ein Triumph
ins Land riefen: Sieg! —

Belgien wurde überannt, Ostpreußen frei. Frank-
reich zu einem großen Teil befreit, Galizien von
den wilden Horden geäubert, Polen, Kurland erober-
t, Serbien, Montenegro lagen niedergeschmettert am
Boden.

Much uns brachte es Oher. Ich denke der Zeit,
da die ersten Verlustlisten kamen. Stolge Trauer er-
füllte die Herzen der Betroffenen. Der Gedanke, ihr
Held sei für die große Sache des Volkes gestorben,
milderte den Schmerz. Und die Menschen blühten mit
Milder Teilnahme und Ehracht an die Verstorbenen.
Für alle Bürger erglänzte doch die Helden ihre Leben.

In einem Dörchen war das erste Kriegsgrabmal.
Vor einem halben Jahre war's. Der Gefallene war
der einzige Sohn einer sehr geschätzten Familie.
Er war Handelsbischöflicher. Als Wers ins Kriegs-
horn rief, da eilte er freiwillig zum Dienste. Nach
kurzer Zeit schon brachte man seine sterbliche Hülle
ins Elternhaus. Auf einem Artillerie-Beobachtungs-
stand geschlug ein amerikanischer Blindgänger seine
Brust.

Wieviel tausend Helden sanken schon in diesem
Weltkrieg durch „neutrales Eisen“ ins Grab! —
Seit dem Tode des Einzigen blühten des Vaters
Daare von Tag zu Tag, wurde sein Gang gebüht.

Denke trug man auch den Alten zur Ruh.
Nun ruhen sie nebeneinander, Vater und Sohn
unter kühler und friedlicher Erde. Und über ihnen
blühen Blumen des Frühlings.

Der Flieder blüht, und lacht der Mai.
Genau wie damals, als mein Bruder Abschied nahm.
Ich mußte viel an seine Worte denken:

„Wenn der Flieder blüht, kehre ich wieder heim.“
Und immer, wenn ich daran dachte, sagte ich mich
lang:

„Wird er überhaupt heimkehren?“ —
Sein Regiment lag vor Verdun. Wir wußten, es
bereitete sich dort ein großes Ereignis vor.

Nun sind die letzten Minuten gekommen, und
wir stehen bereit zum Sturm. Gekern sind wir noch
einmal zu den heiligen Sacramenten gegangen, und
nun gehen wir mit Gott den kommenden Dingen
entgegen“, schrieb er.

Wird er überhaupt heimkehren? —
Der Sturm begann, der Sturm gelang. In un-
terbrechendem Ansturm der deutschen Truppen lag
Douaumont in Trümmern.

Kein Sieg ohne Opfer.
Dann kam die Hölle. Die Schlacht war vorbei.
Ein Aufschauen ob der gelungenen Heldentat.

Da glühte eine verirrte Kugel heran. — Ein
Aufschrei folgte.

„Selt meine Veste!“
Unteroffizier W. . . . lag in einer Blatlache am
Boden. — Er war der einzige aus der Kompanie,
den es tödlich traf.

Der Frühling kam. Er brachte Knospen und Blü-
ten. Die Erde grünt, und rings ist neues Leben
erwacht. Marmelad eilt das Bächlein durch die
blumigen Wiesen, und im hohen Waldesdorn singt die
Königin der Sänger, Frau Nachtigall, ihr liebliches Lied.
Und der Flieder blüht.

„Wenn der Flieder blüht, kehre ich wieder heim“,
brach einst mein Bruder zu mir, da er über den
Rhein zog nach Weichland.

Es sollte nicht sein.

Der Flieder blüht. . . . er kehrt nicht heim. . .
In feindlicher Erde ruht der milde Krieger von
den Wälden des Kampfes aus im kühlen Grabe und
schlummert seiner Auferstehung entgegen, nach welcher
süßer Frieden winkt. Friede, für Pflichterfüllung
und Opfer. — Ewig, süßer Friede. —

Er gab sein Leben wie viele, viele Brüder, für
deutsches Recht und deutsche Ehre.

Die da nicht wiederkehren, haben nicht umsonst.
Wie sagt der Dichter doch:

„Wenn wir fallen, aber liegend,
Wird das Land, die Welt wird frei.“

Ein edles Herz

Erzählung von Rebekka.

Nachdruck verboten.

„Also raten Sie mir, diesmal der Sache Ihren
Paus zu lassen und keine weitere Notiz von den
Bitten meines Vaters zu nehmen, ihm keine
längere Zahlungsfrist zu bewilligen?“ fragte Herr
Ignaz Olaf den Justizrat Vertuch, seinen Ge-
schäftsbevollmächtigten.

„In der Tat“, erwiderte dieser, mit Behagen
eine Brise nehmend, „ich denke, es ist das Beste
so. Seit ich das Vergnügen habe, Sie, lieber Olaf,
zu meinen Klienten zu zählen, hat's mit Herrn
Rudolf auch Aerger und Not gegeben, und doch
hatte Ihr Onkel dem Manne bereits zweitausend
Mark von der jährlichen Pacht erlassen. Die
Zeiten sind ja allerdings für die Landleute schlecht
genug — und Briskow hat eine ungünstige Lage,
so daß es zuweilen Schwierigkeiten haben mag,
seine Produkte zu verwerthen.“

„Aber die Hauptsache liegt nach meiner Mei-
nung an Ihrem Väter und seiner loderigen
Wirtschaft. Wenn der Mann gehörig für sein
Vieh sorgte, würde er nicht jedes Jahr über große
Verluste im Bestande desselben zu klagen haben,
auch sein Getreide nicht auf dem Felde ver-
derben.“

„Es wirkt schon nachgerade komisch, wenn jeder
Brief neue Mißgeschickte bringt, so der letzte, der
klagt, daß der Regen durch das schadhafte Dach
der Scheune gedrungen und einen großen Teil des
Heues verdorben habe, obgleich wir doch noch
weislich jedes Jahr beträchtliche Summen für
Reparaturen verschiedener Gebäude bezahlt haben.“

„Lassen wir also den Kunden nur einmal ge-
hörig zappeln. Sieht er, daß er wirklich zu zahlen
hat, wird er auch schon das nötige Kleingeld
herbeizuschaffen wissen.“

„Inzwischen sehen Sie sich Ihren Besitz viel-
leicht selber einmal an. Das Gut hat darin Un-
glück, daß die meisten seiner Besitzer es kaum
gesehen haben. Auch Ihr Herr Onkel ist, soviel
ich weiß, nur einige Male auf wenige Tage dort
gewesen. Er erwartete es ja nur, weil er Kapi-
tallen darauf stehen hatte und diese nicht ganz
einbüßen wollte.“

„Ja, ja“, rief Ignaz lebhaft, „ich erinnere mich
noch deutlich, daß Onkel Hermann eine höchst er-
götzliche Schilderung von dem alten Gute zum
Besten gab. Um in Briskows Wäldern auszuhäl-
ten“, so meinte er, „müsse einer ein Einsiedler
oder ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, wie
Rimrod sein, und fast scheint es, als ob entweder
meine lieben Verwandten mich für den einen
oder den anderen gehalten, da sie gerade mir bei
der Erbschaftsverteilung Briskow zuerkannt haben.“

„Aber wie dem auch sein mag, auf jeden Fall
werde ich Ihre guten Ratschläge zu beherzigen
wissen und über kurz oder lang auch mein schönes
Besitztum in Augenschein nehmen.“

„Damit erhob sich der junge Mann, Abschied zu
nehmen, und sich wieder auf der Straße findend,
blieb er einen Augenblick überlegend stehen.“

Ignaz Olaf war ein hübscher, junger, kräf-
tiger Mann, der mit hellem, fröhlichem Blick in
das Leben schaute, das allerdings auch hell und
sonnig bislang für ihn gewesen.

Freilich hatte er seine beiden Eltern frühe
verloren und so ein eigentliches Familienleben
nie gekannt; da jedoch reiche Mittel für den
Waisenknaben vorhanden waren, so hatte auf
seine Erziehung die größtmögliche Sorgfalt ver-
wendet werden können, so daß er, gesund an Leib
und Seele, und mit guten Kenntnissen ausge-
rüstet, als zwanzigjähriger Jüngling die Uni-
versität bezogen hatte.

Hätte die Notwendigkeit für ihn vorgelegen,
sich ein eigenes Brodstudium zu erwählen, würde
er auch wahrscheinlich Stetigkeit und Ausdauer
genug gezeigt haben, so zersplitterte sich aller-
dings seine geistige Kraft, und vielleicht hätte
Franz tiefer noch in das lustige Treiben des
Studentenlebens sich hineinziehen lassen, wenn
ihm nicht eine große Erbschaft, die ihm durch den
Tod seines Onkels zugefallen, in den Stand ge-
setzt hätte, einen lange gehegten Wunsch, große
Reisen zu machen, zur Ausführung zu bringen.

Naturwissenschaften, geographische Studien,
Länder- und Völkerkunde, das war's, was ihn

stets am meisten interessiert hatte, und da er
an einem Freunde seines Vaters einen tüchtigen
und umsichtigen Reisegefährten fand, so war des
jungen Mannes Entschluß schnell genug gefaßt
und schnell auch ausgeführt worden.

„O, und was für schöne Wanderschaften hatte er
durchlebt! Sie hatten seinen Verstand gereift,
seinen Blick und sein Urteil geschärft und Herz
und Gemüt bereichert.“

Ignaz Olaf selber fühlte es, daß er zum Manne
gereift, und daß er seine Kraft und seine Fähig-
keiten zu verwerthen hatte.

Nur über das „wie“ war er noch zweifelhaft.
Vielleicht, daß er sich jetzt doch mit ganzem Ernst
der gelehrten Laufbahn zuwenden und seinen
Doktor machte, vielleicht, daß er auch auf prak-
tischem Gebiete seine Kenntnisse zu verwerthen
suchte.

„Ne jedoch war dem jungen Manne bei seinem
Ueberlegen der Gedanke gekommen, das Feld sei-
ner Tätigkeit könnte sich in Briskow, seinem er-
erbten Gute, finden.“

„Nein, sich in Briskow zu vergraben, das wäre
doch mehr, als man von seinem glücklichen Be-
sitzer erwarten konnte! Doch hinreisen, sich die
Sache ansehen und mit seinem Väter ins Reine
kommen, das wollte er, sobald er seine Vetter-
reise beendet und allen lieben Verwandten wieder
guten Tag gesagt hätte.“

Heute hatte Ignaz Olaf Tante Christine seinen
Besuch versprochen; so sprang er denn in die
nächste Pferdebahn, die ihn in die Vorstadt führte,
in der die bescheidene Wohnung der alten
Nunne lag.

Schon als Ignaz noch ein Knabe war, hatte
er in staunender Bewunderung zu Tante Christine
aufgeblickt, und dieses Empfinden hatte sich im
Laufe der Jahre noch gesteigert. Wusste er doch
sehr wohl, daß es an ihr bewunderte und
hochschätzte. Tante Christine hatte ihr Leben lang
ein Opferleben geführt, und das hatte ihr diese
schöne Ruhe und Gelassenheit gegeben und ihrem
Antlitz den verklärenden Glanz.

Nach noch ein Kind, hatte sie eine fränkische
Mutter zu pflegen gehabt, und als deren milde
Augen sich schlossen, ihr junges Leben einem
armen, verkrüppelten Bruder geweiht in nie er-
müdender Liebe und Geduld — und zwar durch
mehr als 20 Jahre — allem eigenen Glück, allen
Jugendfreuden entsagend.

Als der Arme endlich starb, war sie ein altes
Mädchen mit bescheidenen Mitteln und sehr zar-
ter, angegriffener Gesundheit.

Doch anstatt nun wenigstens an sich und an
ihre Pflege zu denken, fuhr Tante Christine in
selbstloser Liebe fort, für anderer Glück zu leben.

Ignaz Olaf wußte genau, daß keiner unter
der Verwandtschaft war, ihn selber eingeschlossen,
der nicht bei der alten Jungfer Trost und Rat
sich geholt und keiner, der nicht den stillen Ein-
fluß empfunden hätte, den ihre ganze Persönlich-
keit ausübte, gar nicht zu reden von der Schar
der Armen und Geringeren, die allezeit tatkräftige
Hilfe bei ihr fanden.

Viele Blicke aus dem Leben der Tante schwebten
auch jetzt dem jungen Manne vor, als er so
dahinfuhr. Er hätte sie bemitleiden können, wenn
er an ihr opferreiches Leben dachte und konnte
doch immer nur sie bewundern und glücklich
preisen.

„Sie hatte ihre Jahre ausgekauft für Zeit und
Ewigkeit war eine kluge Jungfrau mit brennender
Lampe! Was wollte sie mehr?“

Ignaz Olaf schaute auf die grünen Bäume,
den tiefblauen Himmel. Der Sommer war da
mit seiner ganzen Blütenfülle — und gleich in
seinem Leben war Sommerzeit — er stand in
der Blüte seiner Kraft. — Ob er bisher sein
Zeit recht ausgekauft hatte?

„Ja, woher kamen ihm nur alle die ernster
Gedanken und die mahnende Stimme in seiner
Innern?“

„Was hatte er sich denn vorzuwerfen?“

(Fortsetzung folgt.)